



*In der Universalgeschichte faßt er das Verhältnis Individuum und Geschichte so zusammen: „Es ist unsere Aufgabe ... an das kommende Geschlecht die Schuld zu entrichten, die wir dem vergangenen nicht mehr abtragen können d.h. ... aus unseren Mitteln einen Beitrag zu leisten und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.“*

*Friedrich Schiller (1759-1805) war der herausragendste Dichter der Weimarer Klassik. Neben seinen bedeutenden Tragödien, Gedichten und Schriften über die Ästhetische Erziehung des Menschen, gelang es ihm nicht zuletzt auch als Historiker mit seinen historischen Schriften – „Geschichte des dreißigjährigen Kriegs“, „Solon und Lykurg“, „Die Sendung Moses“, „Die Geschichte des Abfalls der Niederlande“ –, ein historisch und poetisch verdichtetes, meisterhaftes Bild der Universalgeschichte zu vermitteln. Das Lied von der Glocke schrieb er 1796.*

# Poesie und Musik

## Motivische Durchkomponierung am Beispiel von Friedrichs Schillers „Das Lied von der Glocke“

Von Helga Zepp-LaRouche

Die Beantwortung der alten Streitfrage, ob sich die Musik aus den rhythmischen Bewegungen des Tanzes oder aus der klassischen Dichtung entwickelt hat, stellt eine epistemologische und zugleich moralische Herausforderung dar. Im Kern geht es dabei um die Frage, ob die Musik die sinnlich-dionysische Erfahrungsebene des Menschen anspricht oder sie sich an den menschlichen Geist und damit an seine schöpferische Vernunft wendet.

Es läßt sich leicht demonstrieren, daß bereits ein einfaches klassisches Gedicht genau jene Regeln der Komposition enthält,

die auch der klassischen Musik zugrunde liegen müssen, d.h. es muß eine poetische Idee zum Gegenstand haben, die in ihrer Entwicklung zu einem Paradox oder einer Reihe von miteinander verbundenen Transformationen führt und schließlich auf einer höheren Ebene aufgelöst werden muß.

Es ist diese poetische Idee, ihre Entwicklung und ihre Aufhebung, die beim klassischen Gedicht ganz klar und ohne unnötiges Beiwerk den Anfang und das Ende des Gedichtes bestimmt — Prinzipien, die z.B. von den Romantikern und den Modernisten bewußt aufgegeben worden sind.

Für Friedrich Schiller hingegen war die Identität der poetischen wie musikalischen Komposition ein Thema, über das er wiederholt geschrieben hat. So sprach er von der „dunklen Totalidee“ und der musikalischen Inspiration, die der bewußten geistigen Gestaltung vorausgingen: „Das Musikalische eines Gedichtes schwebt mir weit öfter vor der Seele, wenn ich mich hinsetze es zu machen, als der klare Begriff vom Inhalt, über den ich oft kaum mit mir einig bin.“

Nicht nur geht die musikalische Idee der Ausarbeitung voran, für Schiller gibt es keinen Zweifel, daß alle spezifischen Formen der Kunst derselben Gesetzmäßigkeit unterliegen, daß sie diesen Namen nur verdient, wenn sie die höchste Qualität des menschlichen Geistes, seine Vernunftfähigkeit, anspricht:

„In der Tat betrachten wir auch jede malerische und poetische Komposition als eine Art von musikalischem Werk und unterwerfen sie zum Teil denselben Gesetzen. Wir fordern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz, wir verlangen, daß jede poetische Komposition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sei und als Musik auf uns wirke. ...

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht nur angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüts durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene inneren Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Notwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Notwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußeren Bewegungen, wodurch sie ausgedrückt werden, über; und auf diese Art wird es begreiflich, wie vermittelt jenes symbolischen Aktes die gemeinen Naturphänomene des Schalls und des Lichts von der ästhetischen Würde der Menschennatur partizipieren können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftsmaler in das Geheimnis jener Gesetze ein, welche über die inneren Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studiert er die Analogie, welche zwischen diesen Gemütsbewegungen und gewissen äußeren Erscheinungen stattfindet, so wird er aus einem Bildner gemeiner Natur zum wahrhaften Seelenmaler. Er tritt aus dem Reich der Willkür in das Reich der Notwendigkeit ein und darf sich, wo nicht dem plastischen Künstler, der den *äußern* Menschen, doch dem Dichter, der den *inneren* zu seinem Objekte macht, getrost an die Seite stellen.“

Komponist und Dichter sind also für Schiller gleichermaßen Künstler, die die Gesetze „der inneren Bewegungen des menschlichen Herzens“, ja sogar ihre Notwendigkeit erspüren können. Es muß also etwas in der Komposition des klassischen Gedichtes oder Musikstückes geben, was dem Geheimnis dieser Gesetze entspricht.

Auch wenn so gut wie alle Gedichte Schillers die von ihm gestellten Anforderungen erfüllen, so lassen sich diese Gesetze und damit auch zugleich die Methode der erfolgreichen Komposition nirgendwo so gut aufspüren wie in seinem „Lied von der Glocke“, das vom Standpunkt der Harmonie, des Inhalts und der Form eine Meisterleistung darstellt.

Wie sehr sich Schiller darüber bewußt war, daß dieses Gedicht mit 29 Strophen „als Musik auf uns wirkt“, wird schon dadurch offensichtlich, daß er es „Lied“ nennt. Und wenn der Dichter nun, kunstvoll ineinander verwoben, den Prozeß des Glockengießens, den Prozeß des menschlichen Lebens und den des Gestaltens des Staates als drei Ebenen darstellt, auf denen trotz aller Verschiedenheit doch die Gesetzmäßigkeiten und die Phasen des Prozesses ähnlich sind, so gewinnt darüber die Glocke einen fast personalen Charakter, was sich auch in der Sprachgestaltung (die zeugende, die rührende, die klagende Glocke) ausdrückt. Und so wird auch hier beim Klang der Glocke das „gemeine Naturphänomen des Schalls“ zu etwas, was an der „ästhetischen Würde des Menschen partizipiert“, und zwar gerade dadurch, daß die das Leben und die Geschichte begleitende Glocke die „inneren Bewegungen des Herzens“ während des Verlaufes eines ganzen Menschenlebens nachzeichnet.

Das Mittel, mit dem Schiller dies zu tun vermag, ist die motivische Durchkomponierung des Gedichts, die der Strenge klassischer Komposition seit Mozarts Entdeckung des Motivführungsprinzips in nichts nachsteht.

Gewissermaßen als Motto stellt er dem Gedicht die Worte voran: „Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.“ (Lebende rufe ich. Tote beklage ich. Blitze breche ich.) Daß die Verben in der ersten Person gebraucht sind, weist bereits auf den personalen Charakter der Glocke hin. Es handelt sich dabei um die Inschrift der Glocke von Schaffhausen, die Schiller wahrscheinlich seit seiner Jugend bekannt war.

Das Gedicht ist ein in zehn Sprüche unterteilter Vortrag des Meisters, der die Entstehung und Vollendung der Glocke kommentiert und daran seine Überlegungen über den Zusammenhang des Glockengießens und des menschlichen Lebens anknüpft.

„Fest gemauert in der Erden  
Steht die Form aus Lehm gebrannt.  
Heute muß die Glocke werden!  
Frisch, Gesellen, seid zur Hand!  
    Von der Stirne heiß  
    Rinnen muß der Schweiß,  
Soll das Werk den Meister loben;  
Doch der Segen kommt von oben.“

Die Form aller zehn Meistersprüche ist die gleiche: in jeweils acht Versen folgen auf die ersten vier Zeilen, die in Trochäen mit vier Hebungen gehalten sind und mit Kreuzreimen enden, zwei kürzere Verse mit drei Hebungen und einem männlichen Reimpaar und schließlich ein wieder vierhebiger Reimpaar.

Die knappe Form der kürzeren Zeilen entspricht dabei immer den Aufforderungen oder Befehlen des Meisters, seiner Frage



53

Die Freiheitsglocke im Schöneberger Rathaus ( Berlin). Die Teilung Deutschlands und Berlins nach 1945, der Aufstand von 1953 in der DDR und die große historische Wende —der Fall der Mauer 1989 und die Feiern zur deutschen Wiedervereinigung am 3. Oktober 1990— die Glocke im Schöneberger Rathaus war Symbol des Widerstands und Symbol der Freude. Die Glocke trägt als Inschrift einen Spruch von Abraham Lincoln: „Möge diese Welt mit Gottes Hilfe eine Wiedergeburt der Freiheit erleben.“

(im sechsten Meisterspruch), der Erleichterung (siebter Meisterspruch) oder der frohen Bewunderung (neunter Meisterspruch) und gibt damit dem Inhalt einen entsprechenden Ausdruck.

Wenn wir diese Strophe, die durch die genau neunmalige Wiederholung der Strophenform gewissermaßen eine ruhende Verankerung für das oftmals dramatisch dahinströmende Gedicht darstellt, in schematischen Zeichen erfassen wollen, dann ergibt sich folgendes Bild:

- U / - U / - U / - U /	a
- U / - U / - U / -	b
- U / - U / - U / - U /	a
- U / - U / - U / -	b
- U / - U / -	c
- U / - U / -	c
- U / - U / - U / - U /	d
- U / - U / - U / - U /	d

In dem Vers „Heute muß die Glocke werden“ klingt das Motiv an, aus dem die der gesamten Komposition zugrunde liegende Idee entwickelt wird: der Prozeß des Werdens, bei dem der

Prozeß des Gießens der Glocke zur Metapher für den Verlauf des Lebens und den Aufbau des Staates wird.

In der darauffolgenden ersten Betrachtung führt Schiller die Ebene des Selbstbewußtseins über den Prozeß des Glockengießens ein.

„Das ist's ja, was den Menschen zieret,  
Und dazu ward ihm der Verstand,  
Daß er im inneren Herzen spüret,  
Was er erschafft mit seiner Hand.“

In diesen vier letzten Versen läßt Schiller ein beliebtes Thema anklingen. „Was den Menschen zieret“, ihn also von allen anderen Geschöpfen unterscheidet, ist sein kreativer Geist, der den Plan entwirft, nach dem dann im materiellen Bereich die Ausführung erfolgen kann, dessen Gültigkeit aber nicht nur im Bereich der sinnlichen Wahrnehmung verifiziert wird, sondern der „im inneren Herzen“ erspüret wird.

Das ist eine Variation des Gedankens aus dem Gedicht „Kolumbus“:

„Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,  
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.“

Was Schiller damit meint, ist die Korrespondenz zwischen Mikrokosmos und Makrokosmos, zwischen der Gesetzmäßigkeit der schöpferischen Vernunft und den Gesetzen des Universums. Das Genie bringt eine adäquate neue Idee hervor — also im Bereich des Geistigen —, die dann in der physischen Natur eine Veränderung bewirkt, im Falle Kolumbus führt sie zur gesetzmäßigen Entdeckung eines neuen Kontinents.

Im Gedicht „Hoffnung“ heißt es:

„Es ist kein leerer, schmeichelnder Wahn,  
Erzeugt im Gehirne des Toren.  
Im Herzen kündet es laut sich an,  
Zu was Besserm sind wir geboren!  
Und was die innere Stimme spricht,  
Das täuscht die hoffende Seele nicht.“

Hieraus spricht ein unbeirrbarer Kulturoptimismus. Das von der Vernunft erzeugte Ideal ist für jeglichen Fortschritt verantwortlich, weil es die Vision entwirft, die alles in der Wirklichkeit Stattfindende inspiriert — das ist ein philosophisch-poetisches Grundmotiv, das in einer ganzen Reihe von Schillers Gedichten und Schriften anklingt. Die „innere Stimme“, der „Genius“, ist das, was den Menschen von allen anderen Lebewesen unterscheidet und „ihn zieret“ — seine schöpferische Vernunft, die seine Gottesebenbildlichkeit ausmacht. Sie ist gewissermaßen eine Motivführung zwischen den verschiedenen Kompositionen, die diese in einem größeren Bogen miteinander verbindet, ähnlich wie sich dies bei bestimmten motivischen Ideen in den Werken großer Komponisten findet.

Schillers Gedicht von der Glocke, zwischen dessen erster Idee als geplantes „Glockengießlerlied“ und seiner Vollendung zwölf

Jahre lagen, behandelt die Arbeitswelt als konkreten Ausdruck der Vervollkommnungsfähigkeit der Menschheit. Caroline von Wolzogen bekundet in ihrer Biographie „Schillers Leben“, daß Schiller bereits bei seinem ersten Besuch in Rudolstadt am 6. Dezember 1787 lebhaftes Interesse für die Glockengießerei ausgedrückt hatte. 1793 besuchte er dann selber in Ludwigsburg die Glockengießerei Neubert.

Die präzise Kenntnis der verschiedenen Schritte des Glockengießens, die Schiller in den zehn Meistersprüchen demonstriert, verraten eine intensive Beschäftigung mit der praktischen Seite des Arbeitsvorgangs. Eine gründliche Darstellung davon und die entsprechenden Fachausdrücke fand er auch in der damals sehr berühmten „Ökonomischen Enzyklopädie von Dr. Georg Künitz“, 19. Band, in der eine ausführliche Arbeitsanleitung angegeben war.

Während die erste Betrachtung der Korrespondenz zwischen dem im menschlichen Geist entworfenen Plan und dem eigentlichen Gießen der Glocke gewidmet ist, klingt in der zweiten Betrachtung nun ein zweites Thema an, nämlich die Idee der Glocke als Begleiter des Menschen durch alle Phasen seines Lebens.

„Was unten tief dem Erdensohne  
Das wechselnde Verhängnis bringt,  
Das schlägt an die metallne Krone,  
Die es erbaulich weiter klingt.“

Die beiden ersten Betrachtungen waren in vierfüßigen Jamben und im Kreuzreim gehalten. In der dritten Betrachtung hebt sich die Stimmung von der Freude über die von der Glocke verkündete Geburt des geliebten Kindes bis zu der höchsten Seligkeit der ersten Liebe. Die lebhafteste, frohe Stimmung wird durch den steten Wechsel zwischen Reimpaaren und Kreuzreimen unterstrichen und gipfelt schließlich in den jubelnden Versen:

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,  
Der ersten Liebe goldne Zeit,  
Das Auge sieht den Himmel offen,  
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.  
O, daß sie ewig grünen bliebe,  
Die schöne Zeit der jungen Liebe!“

Im vierten Meisterspruch gibt der Meister zu bedenken, ob die Legierung für die „Glockenspeise“ — eine Mischung des zunächst erhitzten Kupfers mit dem rascher flüssig werdenden und deshalb später hinzugefügten Zinn — die rechte Zusammensetzung aufweise.

„Ob das Spröde mit dem Weichen  
Sich vereint zum guten Zeichen!“

Nun wird dieselbe Idee in eine andere Stimme übertragen und zu einer Ebene der Betrachtung geführt, bei der es um Liebe und Ehe im menschlichen Leben geht.

„Denn wo das Strenge mit dem Zarten,  
Wo Starkes sich und Mildes paarten,  
Da gibt es einen guten Klang.  
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,  
Ob sich das Herz zum Herzen findet!“

Die Übertragung dieser Idee von einer in die andere Stimme schafft nicht nur eine interessante Ambiguität, sondern in dieser vierten Betrachtung ist die Form besonders schön, aber streng dem Inhalt angepaßt. Am Anfang steht noch der vierfüßige Jambus. Mit der festlichen Stimmung der Hochzeit wechselt das Metrum zum Trochäus, während es beim Stimmungswechsel in der 15. Zeile („Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben“) zu Amphibracchien übergeht.

Die lebhafteste Schilderung des arbeitsamen Strebens des Mannes und des liebevollen Wirkens der Frau, weiter in Amphibracchien gehalten, drängt in einem wunderbar fließenden Rhythmus voran und findet mit dem zweifüßigen Jambus „Und ruhet nimmer“ einen hervorragenden Abschluß, der die Bewegung gewissermaßen festschreibt.

Im letzten Abschnitt der vierten Betrachtung geht das Metrum zu Anapäst über:

„Und der Vater mit frohem Blick ...  
    UU-UU-U-  
Überzählt sein blühend Glück“  
    UU-UU-U-

Es folgen Verse mit drei Hebungen in daktylisch-trochäischer Form:

„Rühmt sich mit stolzem Mund“  
    -UU-U-

um dann in reine Trochäen überzugehen:

„Doch mit des Geschickes Mächten  
    -U-U-U-U-  
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,  
Und das Unglück schreitet schnell.“

Es ist aufschlußreich, wie Schiller in diesem letzten Abschnitt der vierten Betrachtung nicht nur inhaltlich, sondern auch rein von der Form her eine dramatische Spannung aufbaut, die sich im relativ raschen Wechsel des Metrums reflektiert. Freude und Stolz über die Früchte des eigenen Schaffens erreichen einen Höhepunkt. Doch dann kommt es zur ersten wirklichen Diskontinuität, zu einer Anomalie im Gedicht.

Bis zu diesem Moment befand sich der Gang der Dinge in einem freudvollen Aufbau. Das Gießen der Glocke, der Lebenslauf der Familie, alles strebte seiner Vervollkommnung zu. Doch nun klingt gemäß Schillers Überzeugung, der Mensch sei nur bis zu einem gewissen Grade der Schmiege seines eigenen Glückes und es gebe ein größeres Schicksal außerhalb des Willens des Menschen, auf das er keinen Einfluß hat, eine Dissonanz an:

„Doch mit des Geschickes Mächten  
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,  
Und das Unglück schreitet schnell.“

Es tritt ein Stimmungswechsel ein. Über der Idylle des glücklichen Familienlebens brauen sich dunkle Wolken zusammen, eine unheimliche höhere Macht ist plötzlich zugegen. An dieser Stelle muß in jeder musikalischen Komposition ein Registerwechsel stattfinden, und in welcher Form das „Lied von der Glocke“ auch immer deklamatorisch aufgeführt wird, an dieser Stelle muß der Rezitator eine andere Dimension in den Vortrag bringen.

Im folgenden fünften Meisterspruch kehrt die Handlung zwar noch einmal auf die anscheinend praktische Ebene des Glockengiessens zurück, auf der es allerdings gerade in diesem Moment zu einer dramatischen Zuspitzung kommt: der eigentliche Guß der feuerheißen Flüssigkeit, ein Moment höchster Gefährlichkeit („Gott bewahr das Haus“), findet statt.

Bei der nachfolgenden Betrachtung gelingt Schiller mit der Ausmalung der Feuersbrunst eine kaum zu übertreffende dramatische Steigerung, die meisterhaft durch die metrische Form in knappster Weise vorwärts bewegt wird.

„Wohltätig ist des Feuers Macht“, der Beginn dieses Abschnitts ist in Jamben gehalten, aber seit der Dissonanz in der vorherigen Betrachtung kann auch die positivste Aussage nie mehr ohne Ambiguität gedacht werden. Schon bei den Wehe-Rufen wechselt das Metrum zu Trochäen, und an dieser Stelle („Wehe, wenn sie losgelassen“) muß erneut ein Registerwechsel stattfinden.

Es ist kein Zufall, daß gerade dieser Schillersche Satz „Wehe, wenn sie losgelassen“ zu einem der zahlreichen geflügelten Worte geworden ist, das selbst diejenigen kennen, die nicht wissen, woher es kommt. Denn es bezeichnet das von jedem Menschen irgendwann erlebte Prinzip der Zerstörung, der Entfesselung der sinnlosen Gewalt.

Im „Lied von der Glocke“ wird es dem durch alle drei Stimmen durchgeführten Thema gewissermaßen als ein Gegenthema gegenübergestellt, das ebenfalls durch alle Stimmen geführt wird.

Im übertragenen Sinne könnte man das aufbauende Thema als Intervall betrachten und das zerstörerische als ein zweites. Die gesamte Spannung im Gedicht entsteht aus der Ambivalenz zwischen den beiden in den verschiedenen Phasen der Komposition, in denen eine Transformation geschieht.

Bei der Schilderung der Brandkatastrophe werden längere vierhebige und kürzere zweihebige Verse unregelmäßig abgewechselt. Drei davon bestehen nur aus einem einzigen Wort (Riesengroß! / Hoffnungslos / Leergebrannt) und verleihen durch diesen Wechsel und eine unterstützende Lautmalerei einen absolut packenden Rhythmus, z.B. durch die Alliteration auf dem „W“ (Wachsend ohne Widerstand), die Erzeugung des Schauerlichen durch die „u“-Vokalisierung (Turm, Sturm, Blut, Flut) oder die Flucht durch die Assonanz des Vokals „i“ (klirren, Kinder, irren, Tiere wimmern) und die Alliteration auf „r“ und „t“ (Alles rennet, rettet, flüchtet).

Aber es wäre nicht Schiller, wenn dieser vorzüglichen Schilderung des wilden Schreckens und des nachfolgenden unheimlichen Grauens angesichts der leergebrannten Stätten nicht ein anderes, helleres Motiv folgen würde. Der Mensch wirft einen letzten Blick zurück und „greift fröhlich dann zum Wanderstabe“, weil kein Mitglied seiner Familie zu Schaden gekommen ist.

Auch hier, beim Wechsel vom Schrecklichen zur überraschenden Fröhlichkeit ist ein Registerwechsel nötig, weil eine wichtige Idee vermittelt werden soll, die nicht in Worten ausgedrückt, aber um so bedeutsamer als Botschaft hervortritt: So sehr zuvor die ganze Freude der Familie und ihr Stolz in der Erarbeitung des häuslichen Reichtums und der Verbesserung der Lebensbedingungen gelegen hatte, konfrontiert mit der Frage des Wertes des menschlichen Lebens im Verhältnis zu diesen materiellen Gütern, ist die Antwort unzweifelhaft: Das Leben ist das viel höhere Gut, und der Mensch kann seinem Schicksal doch souverän — „fröhlich“ — entgegentreten.

Im folgenden sechsten Meisterspruch sind die kürzeren Zeilen (c, c) in Frageform gehalten: „Wenn der Guß mißlang? Wenn die Form zersprang?“, um dann auf die bangen ahnungsvollen Verse „Ach! vielleicht, indem wir hoffen, hat uns Unheil schon getroffen“ hinzuleiten.

*Ohne eine solche dunkle, aber mächtige Totalidee die allem technischen vorhergeht, kann kein poetisches Werk entstehen, und die Poesie däucht mir, besteht eben darinn, jenes Bewußtlose auszusprechen und mittheilen zu können, d.h. es in ein Objekt übertragen. Der Nichtpoet kann so gut als der Dichter von einer poetischen Idee gerührt seyn, aber er kann sie in kein Objekt legen, er kann sie nicht mit einem Anspruch auf Nothwendigkeit darstellen. Eben so kann der Nichtpoet so gut als der Dichter ein Produkt mit Bewußtlosen und mit Nothwendigkeit hervorbringen, aber ein solches Werk fängt nicht aus dem Bewußtlosen an, und endigt nicht in demselben. Es bleibt nur ein Werk der Besonnenheit. Das Bewußtlose mit dem Besonnenen vereinigt macht den poetischen Künstler aus.*

Auszug aus einem Brief vom 27. März 1801  
an Johann Wolfgang Goethe.

Wenn man die Gesamtideenführung des Gedichts im Kopf hat, wird offensichtlich, daß hier eine der Stellen ist, die inhaltlich auf jede der drei Ebenen zutrifft: auf die unmittelbare des Glockengießens, auf den Lebensprozeß der Familie und auf die Ebene, die noch gar nicht eingeführt ist, auf der dieses Thema aber um so bedeutsamer und dramatischer entwickelt werden wird: der Prozeß des Aufbaus von Staat und Gesellschaft.

Der Rezitator des Gedichts muß diese dreifache Auslegungsmöglichkeit durch eine entsprechende Änderung des Tonfalls zum Ausdruck bringen. Ein Komponist könnte vielleicht durch die Anspielung auf die Möglichkeit des Übergangs zu mehreren verschiedenen Tonarten an dieser Stelle auf die unterschiedlichen Dimensionen hinweisen.

In der sechsten Betrachtung, die mit vierhebigen Jamben beginnt, klingt nun der traurigste Ton an, der Tod der Mutter. Der Übergang zur tiefsten Trauer wird in Trochäen gehalten:

„Von dem Dome,  
Schwer und bang,  
Tönt die Glocke  
Grabgesang.“

Es ist meisterhaft, wie Schiller, ohne der heute so modernen psychologisierenden Art zu bedürfen, dennoch einen erstaunlichen Einblick in die Fähigkeit des Menschen vermittelt, auch mit den schrecklichsten Schicksalsschlägen fertig zu werden: Nach der Beschreibung des tragischen Verlusts der geliebten Mutter sind die Rückkehr zur konkreten Arbeit und der verdienten Ruhepause beim Glockengießen auch für den Leser oder Zuhörer trostreich.

Die siebte Betrachtung malt eine kleine Idylle, in der Mensch und Tier den Tag beschließen. Indem die Voraussetzungen geschildert werden, von denen das friedliche Leben der Bürger abhängen (nunmehr mit den Worten „Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter“), wird zu der dritten Ebene des Gedichtes, dem Bau des Staates, übergeleitet. Die Wortwahl läßt keinen Zweifel, daß der Dichter die auf dem Naturrecht gegründete Ordnung des Staates meint. Bemerkenswert ist auch, daß er die Liebe zum Vaterland als die wichtigste Beziehung darstellt, die der Mensch eingehen kann.

Die beiden letzten Verse des achten Meisterspruchs:

„Wenn die Glock' soll auferstehen,  
Muß die Form in Stücken gehen“

und die ersten beiden Verse der achten Betrachtung:

„Der Meister kann die Form zerbrechen  
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit“

berühren ein durchgängiges Thema bei Schiller: Jede Erweiterung, jeder Fortschritt im Wissen erfordern immer, daß das bis dahin existierende Wissensgebäude eingerissen und durch ein neues, vollkommeneres ersetzt wird. Doch Schiller war zugleich der tiefen Überzeugung, daß eine solche Ablösung alter Ideen

niemals dadurch vollzogen werden kann, indem die vorhandenen Regeln einfach über Bord geworfen werden, sondern daß die Veränderung der Gesetze auf gesetzmäßige Weise zu geschehen haben.

Genauso wie das sich selbst befreiende glühende Erz Verderben bringt („Wo rohe Kräfte sinnlos walten“), so gilt dies auch für die Geschehnisse im Staatswesen. Erneut führt Schiller sein Thema von der ersten Stimme des Glockengießens zur dritten des Staates, wobei die „rohen Kräfte“ auf beide Stimmen zutreffen.

Schillers historischer Bezugspunkt war der Jakobinerterror der Französischen Revolution, der die Erwartungen der republikanisch gesinnten Zeitgenossen auf eine konstitutionelle Veränderung des Absolutismus jäh enttäuschte und die Hoffnung begrub, die der Dichter in den „Briefen über Don Carlos“ noch als den „Lieblingsgegenstand des Jahrzehnts“ bezeichnet hatte, nämlich die Diskussion über den Bau des Staates bei der größtmöglichen Freiheit der Individuen.

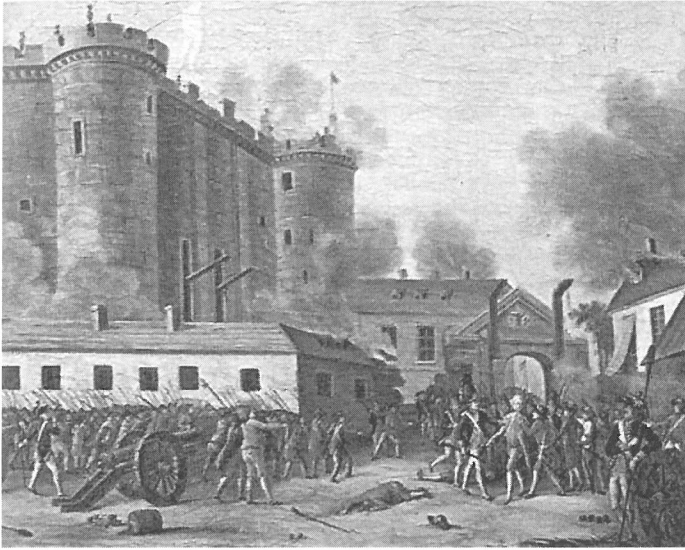
Der Übergang von der zuvor beschriebenen Idylle und der friedlichen Ordnung zu Unheil und Aufruhr ab dem Vers „Doch wehe, wenn in Flammenbächen“ müßte wiederum durch einen Wechsel im Vortrag oder einen Registerwechsel in der Komposition ausgedrückt werden. Dramatisch nimmt an dieser Stelle die Spannung der in Jamben gehaltenen Verse zu.

Der Vers „Freiheit und Gleichheit! hört man schallen“ sprengt das bisher eingehaltene Metrum, beinahe jede Silbe wird betont und unterstützt damit treffend die inhaltliche Beschreibung des Aufruhrs. Es folgen die Verse, die zumindest bis zu den Erziehungsreformen der Brandt-Ära so gut wie jedermann geläufig waren:

„Da werden Weiber zu Hyänen  
Und treiben mit Entsetzen Scherz;  
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen  
Zerreißen sie des Feindes Herz.  
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen  
Sich alle Bande frommer Scheu;  
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,  
Und alle Laster walten frei.  
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,  
Verderblich ist des Tigers Zahn,  
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,  
Das ist der Mensch in seinem Wahn.“

Ist diese Beschreibung der totalen Zügellosigkeit, der vollständigen Auflösung aller Sitten nicht ein heute noch hochaktuelles Bild? Doch liegt nicht gerade in dieser exakten Beschreibung schon wiederum etwas Tröstliches, so als würde das Furchtbare dadurch erträglicher, daß ihm ein Name gegeben wird?

Schon im folgenden neunten Meisterspruch läßt Schiller den Menschen bereits wieder auf der lichten Höhe sprechen, die ihm allein zu eigen ist: „Freude hat mir Gott gegeben!“, lautet der erste Vers, der den gelungenen Guß der Glocke verrät und bei dem ein erneuter Registerwechsel angebracht ist.



*Sturm auf die Bastille: die Schreckenstage der Französischen Revolution beginnen.*

Die freudvolle Stimmung bestimmt die ganze neunte und letzte Betrachtung, deren letzte acht Verse gewissermaßen die Coda des Gedichtes darstellen.

„Dem Schicksal leihe sie die Zunge;  
*Selbst* herzlos, ohne Mitgefühl,  
 Begleite sie mit ihrem Schwunge  
 Des Lebens wechselvolles Spiel.  
 Und wie der Klang im Ohr vergehet,  
 Der mächtig tönend ihr entschallt,  
 So lehre sie, daß nichts bestehet,  
 Daß alles Irdische verhallt.“

Nachdem das „Lied von der Glocke“ alle Phasen des so reichen menschlichen Lebens durchlaufen und der Dichter sozusagen „alle Register gezogen“ hat, erfüllen diese Verse denselben Zweck, den in der musikalischen Komposition die Coda erreicht. Der Dichter macht uns noch einmal verdichtet bewußt, was wir zuvor in viel ausführlicherem Umfang gehört haben. So entsteht ein höherer Grad an Selbstbewußtsein über die poetische Komposition. Der Prozeß des Werdens, des immerwährenden Wechsels, für den die „Glocke“ auch als Metapher steht, wird noch einmal ganz direkt zum Thema gemacht.

Jetzt weiß der Leser oder Zuhörer, daß das, was er während des ganzen Gedichtes erlebt und erahnt hat, auf den Punkt gebracht ist. In dieser poetischen Vollkommenheit liegt intellektuelle Schönheit, es wurde nichts Überflüssiges gesagt, die poetische Idee ist nun ausgeführt. Mit dem Wortspiel Freude/Friede klingt das Lied von der Glocke „Konkordia“ aus.

## DIE HÖHERE IDEE DES GEDICHTS

Die Einheit der poetischen Komposition dieses Gedichtes liegt nicht nur in der Einheitlichkeit des Prozesses der drei verschiedenen Ebenen und der Durchführung der mit den verschiedenen Phasen assoziierten Ideen von einer Ebene zur anderen, son-

dern diese Einheit ergibt sich vor allem aus der strengen motivischen Durchkomponierung, die die höhere Idee des Gedichtes selber ist.

Der Prozeß des Werdens, bei dem „alles Irdische verhallt“, diese stetig aufeinanderfolgende Transformation der Veränderung, bei der jede Phase der Entwicklung notwendig aus der vorherigen folgt, gibt dem Gedicht die Geschlossenheit, die ein klassisches Werk auszeichnet. Was die „Glocke“ bezüglich der Übereinstimmung von Inhalt und Form so vollkommen macht, ist die konkrete Ausarbeitung eines Prinzips, von dem Platon im Parmenides-Dialog spricht, nämlich dem Prinzip des Werdens und der Veränderung, die von einem Element zum anderen treibt. Dieser Wechsel ist die Einheit in der Vielheit, es ist der Entwicklungsprozeß selber, und zwar auf allen drei miteinander verbundenen Ebenen, der die poetische Idee des Gedichtes ausdrückt.

Die strenge Form, in der das „Lied von der Glocke“ gehalten ist, verdeutlicht auch, daß das „Geheimnis der Gesetze, welche über die inneren Bewegungen des menschlichen Herzens walten“, aus nichts weniger bestehen als dem Prinzip der motivischen Durchkomponierung, denn nach diesem und keinem anderen denkt der kreative Geist und empfindet die „innere Stimme“. Schiller gelingt es in diesem Gedicht, gerade die „Analogie, welche zwischen diesen Gemütsbewegungen und gewissen äußeren Erscheinungen stattfindet“, transparent zu machen, und deshalb ist das „Lied von der Glocke“ von einer Vollkommenheit ohnegleichen.

In einem Brief an Caroline von Wolzogen schrieb Schiller: „Es ist etwas Geheimnisvolles in der Wirkung der Musik, daß sie unser Innerstes bewegt, so daß sie ein Verbindungsmittel zwischen zwei Welten wird. Wir fühlen uns erweitert, erhöht, an-dächtig, was heißt das anderes, als in das Allgemeine der Natur, zu Gott gezogen? — Die Musik ist eine höhere, feinere Sprache als die Worte. In Momenten, wo der erhöhten Seele jeder Ausdruck zu schwach erscheint, wo sie verzweifelt, die feinen Nuancen ihrer Empfindung in Worte zu fassen, da beginnt die Tonkunst. Aller erster Gesang hat diesen Grund.“

Schillers Dichtung läßt sich am besten unter der Kategorie des Gesanges fassen. Das Glockengießerberlied stellt nun insbesondere den Beweis für die eingangs gestellte These dar, daß sich die Musik aus der klassischen Dichtung und nicht aus dem Rhythmus des Tanzes entwickelt hat, denn wie gezeigt worden ist, sind die Prinzipien bei beiden die gleichen.

Es ist Andreas Romberg, der 1809 eine Komposition vom „Lied von der Glocke“ geschaffen hat, hoch anzurechnen, daß er sich überhaupt an dieses komplexe Werk Schillers herangewagt hat, aber er verfügt nicht über die Mittel, dieses Gedicht, das bereits in sich so vollständig das Prinzip der motivischen Durchkomponierung enthält, selber noch einmal derartig vollkommen motivisch durchzukomponieren.

Der Grund dafür liegt in den Überlegungen, die Beethoven seinem Schüler Czerny mitgeteilt hat: „Schillers Dichtungen sind für die Musik äußerst schwierig. Der Tonsetzer muß sich weit über den Dichter zu erheben wissen. Wer kann das bei Schiller? Da ist Goethe viel leichter ...“.



*Eine der sieben Freien Künste aus der rechten Archivolte des Königsportals der Kathedrale von Chartres (12. Jahrhundert).*

## DAS LIED VON DER GLOCKE

*Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.*

Fest gemauert in der Erden  
 Steht die Form, aus Lehm gebrannt.  
 Heute muß die Glocke werden,  
 Frisch, Gesellen, seid zur Hand!  
     Von der Stirne heiß  
     Rinnen muß der Schweiß,  
 Soll das Werk den Meister loben;  
 Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,  
 Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;  
 Wenn gute Reden sie begleiten,  
 Dann fließt die Arbeit munter fort.  
 So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,  
 Was durch die schwache Kraft entspringt;  
 Den schlechten Mann muß man verachten,  
 Der nie bedacht, was er vollbringt.  
 Das ist's ja, was den Menschen zieret,  
 Und dazu ward ihm der Verstand,  
 Daß er im innern Herzen spüret,  
 Was er erschafft mit seiner Hand.  
 Nehmet Holz vom Fichtenstamme,  
 Doch recht trocken laßt es sein,  
 Daß die eingepreßte Flamme  
 Schlage zu dem Schwalch hinein!

Kocht des Kupfers Brei,  
 Schnell das Zinn herbei.  
 Daß die zähe Glockenspeise  
 Fließe nach der rechten Weise!

Was in des Dammes tiefer Grube  
 Die Hand mit Feuers Hilfe baut,  
 Hoch auf des Turmes Glockenstube,  
 Da wird es von uns zeugen laut.  
 Noch dauern wird's in späten Tagen  
 Und rühren vieler Menschen Ohr  
 Und wird mit dem Betrübten klagen  
 Und stimmen zu der Andacht Chor.  
 Was unten tief dem Erdensohne  
 Das wechselnde Verhängnis bringt,  
 Das schlägt an die metallne Krone,  
 Die es erbaulich weiter klingt.

Weißer Blasen seh' ich springen;  
 Wohl! die Massen sind im Fluß.  
 Laßt's mit Aschensalz durchdringen,  
 Das befördert schnell den Guß.

Auch vom Schaume rein  
 Muß die Mischung sein,  
 Daß vom reinlichen Metalle  
 Rein und voll die Stimme schalle.

Denn mit der Freude Feierklänge  
 Begrüßt sie das geliebte Kind  
 Auf seines Lebens erstem Gange,  
 Den es in Schlafes Arm beginnt;  
 Ihm ruhen noch im Zeitenschoße  
 Die schwarzen und die heitern Lose;  
 Der Mutterliebe zarte Sorgen  
 Bewachen seinen goldnen Morgen.  
 Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.  
 Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,  
 Er stürmt ins Leben wild hinaus,  
 Durchmißt die Welt am Wanderstabe.  
 Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus;  
 Und herrlich, in der Jugend Prangen,  
 Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,  
 Mit züchtigen, verschämten Wangen  
 Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.  
 Da faßt ein namenloses Sehnen  
 Des Jünglings Herz, er irrt allein,  
 Aus seinen Augen brechen Tränen,  
 Er flieht der Brüder wilden Reihn.  
 Errötend folgt er ihren Spuren  
 Und ist von ihrem Gruß beglückt,  
 Das Schönste sucht er auf den Fluren,  
 Womit er seine Liebe schmückt.



O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,  
Der ersten Liebe goldne Zeit,  
Das Auge sieht den Himmel offen,  
Es schwelgt das Herz in Seligkeit.  
O, daß sie ewig grünen bliebe,  
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

Wie sich schon die Pfeifen bräunen!  
Dieses Stäbchen tauch' ich ein,  
Sehn wir's überglast erscheinen,  
Wird's zum Gusse zeitig sein.  
jetzt, Gesellen, frisch!  
Prüft mir das Gemisch,  
Ob das Spröde mit dem Weichen  
Sich vereint zum guten Zeichen!

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,  
Wo Starkes sich und Mildes paarten,  
Da gibt es einen guten Klang.  
Drum prüfe, wer sich ewig bindet,  
Ob sich das Herz zum Herzen findet!  
Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang.  
Lieblich in der Bräute Locken  
Spielt der jungfräuliche Kranz,  
Wenn die hellen Kirchenglocken  
Laden zu des Festes Glanz.  
Ach! des Lebens schönste Feier  
Endigt auch den Lebensmai,  
Mit dem Gürtel, mit dem Schleier  
Reißt der schöne Wahn entzwei.  
Die Leidenschaft flieht,  
Die Liebe muß bleiben;  
Die Blume verblüht,  
Die Frucht muß treiben.  
Der Mann muß hinaus  
Ins feindliche Leben,  
Muß wirken und streben  
Und pflanzen und schaffen,  
Erlisten, erraffen,  
Muß wetten und wagen,  
Das Glück zu erjagen.  
Da strömet herbei die unendliche Gabe,  
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,  
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.  
Und drinnen waltet  
Die züchtige Hausfrau,  
Die Mutter der Kinder,  
Und herrschet weise  
Im häuslichen Kreise  
Und lehret die Mädchen  
Und wehret den Knaben,  
Und reget ohn' Ende

Die fleißigen Hände,  
Und mehrt den Gewinn  
Mit ordnendem Sinn;  
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden  
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,  
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein  
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,  
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer  
Und ruhet nimmer.

Und der Vater mit frohem Blick  
Von des Hauses weitschauendem Giebel  
Überzählet sein blühend Glück;  
Siehet der Pfosten ragende Bäume  
Und der Scheunen gefüllte Räume  
Und die Speicher, vom Segen gebogen,  
Und des Kornes bewegte Wogen;  
Rühmt sich mit stolzem Mund:  
«Fest wie der Erde Grund,  
Gegen des Unglücks Macht  
Steht mir des Hauses Pracht!»  
Doch mit des Geschickes Mächten  
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,  
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! nun kann der Guß beginnen,  
Schön gezacket ist der Bruch.  
Doch bevor wir's lassen rinnen,  
Betet einen frommen Spruch.  
Stoßt den Zapfen aus!  
Gott bewahr' das Haus!  
Rauchend in des Henkels Bogen  
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohltätig ist des Feuers Macht,  
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,  
Und was er bildet, was er schafft,  
Das dankt er dieser Himmelskraft;  
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,  
Wenn sie der Fessel sich entrafft,  
Einertritt auf der eignen Spur,  
Die freie Tochter der Natur.  
Wehe, wenn sie losgelassen,  
Wachsend ohne Widerstand,  
Durch die volkbelebten Gassen  
Wälzt den ungeheuren Brand!  
Denn die Elemente lassen  
Das Gebild der Menschenhand.  
Aus der Wolke  
Quillt der Segen,  
Strömt der Regen;

Aus der Wolke ohne Wahl  
Zuckt der Strahl.  
Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?  
Das ist Sturm!  
Rot wie Blut  
Ist der Himmel;  
Das ist nicht des Tages Glut!  
Welch Getümmel  
Straßen auf!  
Dampf wallt auf!  
Flackernd steigt die Feuersäule,  
Durch der Straße lange Zeile  
Wächst es fort mit Windeseile.  
Kochend, wie aus Ofens Rachen,  
Glühn die Lüfte, Balken krachen,  
Pfosten stürzen, Fenster klirren,  
Kinder jammern, Mütter irren,  
Tiere wimmern  
Unter Trümmern;  
Alles rennet, rettet, flüchtet,  
Taghell ist die Nacht gelichtet.  
Durch der Hände lange Kette  
Um die Wette  
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen  
Spritzen Quellen, Wasserwogen.  
Heulend kommt der Sturm geflogen,  
Der die Flamme brausend sucht;  
Prasselnd in die dürre Frucht  
Fällt sie, in des Speichers Räume,  
In der Sparren dürre Bäume,  
Und als wollte sie im Wehen  
Mit sich fort der Erde Wucht  
Reißen in gewaltiger Flucht,  
Wächst sie in des Himmels Höhen  
Riesengroß!  
Hoffnungslos  
Weicht der Mensch der Götterstärke,  
Müßig sieht er seine Werke  
Und bewundernd untergehen.

Leergebrannt  
Ist die Stätte,  
Wilder Stürme rauhes Bette.  
In den öden Fensterhöhlen  
Wohnt das Grauen,  
Und des Himmels Wolken schauen  
Hoch hinein.

Einen Blick  
Nach dem Grabe  
Seiner Habe  
Sendet noch der Mensch zurück —

Greift fröhlich dann zum Wanderstabe.  
Was Feuers Wut ihm auch geraubt,  
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:  
Er zählt die Häupter seiner Lieben,  
Und sieh! ihm fehlt kein teures Haupt.

In die Erd' ist's aufgenommen,  
Glücklich ist die Form gefüllt.  
Wird's auch schön zutage kommen,  
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?  
Wenn der Guß mißlang?  
Wenn die Form zersprang?  
Ach, vielleicht, indem wir hoffen,  
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schoß der heiligen Erde  
Vertrauen wir der Hände Tat,  
Vertraut der Sämann seine Saat  
Und hofft, daß sie entkeimen werde  
Zum Segen nach des Himmels Rat.  
Noch köstlicheren Samen bergen  
Wir traurend in der Erde Schoß  
Und hoffen, daß er aus den Särgen  
Erbühen soll zu schönern Los.

Von dem Dome,  
Schwer und bang,  
Tönt die Glocke  
Grabgesang.  
Ernst begleiten ihre Trauerschläge  
Einen Wanderer auf dem letzten Wege.

Ach! die Gattin ist's, die teure,  
Ach! es ist die treue Mutter,  
Die der schwarze Fürst der Schatten  
Wegführt aus dem Arm des Gatten,  
Aus der zarten Kinder Schar,  
Die sie blühend ihm gebar,  
Die sie an der treuen Brust  
Wachsen sah mit Mutterlust.  
Ach! des Hauses zarte Bande  
Sind gelöst auf immerdar,  
Denn sie wohnt im Schattenlande,  
Die des Hauses Mutter war;  
Denn es fehlt ihr treues Walten,  
Ihre Sorge wacht nicht mehr,  
An verwaister Stätte schalten  
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlt,  
Laßt die strenge Arbeit ruhn.  
Wie im Laub der Vogel spielt,  
Mag sich jeder gütlich tun.

Winkt der Sterne Licht,  
Ledig aller Pflicht,  
Hört der Bursch die Vesper schlagen;  
Meister muß sich immer plagen.

Munter fördert seine Schritte  
Fern im wilden Forst der Wandrer  
Nach der lieben Heimathütte.  
Blökend ziehen heim die Schafe,  
Und der Rinder  
Breitgestirnte, glatte Scharen  
Kommen brüllend,  
Die gewohnten Ställe füllend.  
Schwer herein  
Schwankt der Wagen,  
Kornbeladen;  
Bunt von Farben  
Auf den Garben  
Liegt der Kranz,  
Und das junge Volk der Schnitter  
Fliegt zum Tanz.  
Markt und Straßen werden stiller,  
Um des Lichts gesell'ge Flamme  
Sammeln sich die Hausbewohner,  
Und das Stadttor schließt sich knarrend.  
Schwarz bedeckt  
Sich die Erde;  
Doch den sichern Bürger schrecket  
Nicht die Nacht,  
Die den Bösen gräßlich wecket;  
Denn das Auge des Gesetzes wacht.

Heil'ge Ordnung, segenreiche  
Himmelstochter, die das Gleiche  
Frei und leicht und freudig bindet,  
Die der Städte Bau gegründet,  
Die herein von den Gefilden  
Rief den ungesell'gen Wilden,  
Eintrat in der Menschen Hütten,  
Sie gewöhnt zu sanften Sitten  
Und das teuerste der Bande  
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

Tausend fleiß'ge Hände regen,  
Helfen sich in munterm Bund,  
Und in feurigem Bewegen  
Werden alle Kräfte kund.  
Meister rührt sich und Geselle  
In der Freiheit heil'gem Schutz,  
jeder freut sich seiner Stelle,  
Bietet dem Verächter Trutz.  
Arbeit ist des Bürgers Zierde,

Segen ist der Mühe Preis;  
Ehrt den König seine Würde,  
Ehret *uns* der Hände Fleiß.

Holder Friede,  
Süße Eintracht,  
Weilet, weilet  
Freundlich über dieser Stadt!  
Möge nie der Tag erscheinen,  
Wo des rauhen Krieges Horden  
Dieses stille Tal durchtoben,  
Wo der Himmel,  
Den des Abends sanfte Röte  
Lieblich malt,  
Von der Dörfer, von der Städte  
Wildem Brande schrecklich strahlt!

Nun zerbrecht mir das Gebäude,  
Seine Absicht hat's erfüllt,  
Daß sich Herz und Auge weide  
An dem wohlgelungnen Bild.  
Schwingt den Hammer, schwingt,  
Bis der Mantel springt!  
Wenn die Glock' soll auferstehen,  
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen  
Mit weiser Hand zur rechten Zeit;  
Doch wehe, wenn in Flammenbächen  
Das glühnde Erz sich selbst befreit!  
Blindwütend, mit des Donners Krachen  
Zersprengt es das geborstne Haus,  
Und wie aus offnem Höllenrachen  
Speit es Verderben zündend aus.  
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,  
Da kann sich kein Gebild gestalten;  
Wenn sich die Völker selbst befrein,  
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.  
Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte  
Der Feuerzunder still gehäuft,  
Das Volk, zerreißend seine Kette,  
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!  
Da zerret an der Glocke Strängen  
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,  
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,  
Die Losung anstimmt zur Gewalt.  
«Freiheit und Gleichheit!» hört man schallen:  
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,  
Die Straßen füllen sich, die Hallen,  
Und Würgerbanden ziehn umher.

Da werden Weiber zu Hyänen  
Und treiben mit Entsetzen Scherz;  
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen  
Zerreißen sie des Feindes Herz.  
Nichts Heiliges ist mehr, es lösen  
Sich alle Bande frommer Scheu;  
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,  
Und alle Laster walten frei.  
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,  
Verderblich ist des Tigers Zahn,  
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,  
Das ist der Mensch in seinem Wahn.  
Weh denen, die dem Ewigblinden  
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!  
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden  
Und äschert Städt' und Länder ein.

Freude hat mir Gott gegeben!  
Sehet! wie ein goldner Stern  
Aus der Hülse, blank und eben,  
Schält sich der metallne Kern.  
    Von dem Helm zum Kranz  
    Spielt's wie Sonnenglanz.  
Auch des Wappens nette Schilder  
Loben den erfahrenen Bilder.

Herein! herein!  
Gesellen alle, schließt den Reihen,  
Daß wir die Glocke taufend weihen!  
*Konkordia* soll ihr Name sein.  
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine  
Versammle sie die liebende Gemeine.

Und dies sei fortan ihr Beruf,  
Wozu der Meister sie erschuf:  
Hoch überm niedern Erdenleben  
Soll sie in blauem Himmelszelt,  
Die Nachbarin des Donners, schweben  
Und grenzen an die Sternenwelt,  
Soll eine Stimme sein von oben  
Wie der Gestirne helle Schar,  
Die ihren Schöpfer wandelnd loben  
Und führen das bekränzte Jahr.  
Nur ewigen und ernsten Dingen  
Sei ihr metallner Mund geweiht,  
Und stündlich mit den schnellen Schwingen  
Berühr' im Fluge sie die Zeit.  
Dem Schicksal leihe sie die Zunge;  
*Selbst* herzlos, ohne Mitgefühl,  
Begleite sie mit ihrem Schwunge  
Des Lebens wechselvolles Spiel.  
Und wie der Klang im Ohr vergehet,  
Der mächtig tönend ihr entschallt,  
So lehre sie, daß nichts bestehet,  
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges  
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,  
Daß sie in das Reich des Klanges  
Steige, in die Himmelsluft.  
    Zieheth, ziehet, hebt!  
    Sie bewegt sich, schwebt.  
Freude dieser Stadt bedeute,  
*Friede* sei ihr erst Geläute.